Der Afrikareisende H.M. Stanley

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **153 (1880)**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-656502

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Het i de letzte Jahre
Gar mängen Ort im Schwyzerland
Ja meh als gnueg erfahre. —
Der grad Weg ist halt geng der best
Und wär er no so steinig.
Der Friede ruht uf Recht und Treu
Und d'Wahrheit macht is einig. —

So das wär's, was der Hinkend het
Mit sym „Guet Jahr" verstande:
Es guets und gsegnets Arbeitsjahr
In alle Schwyzerlande,
Es Jahr des Friedens, der uf Treu
Und Liebi ist gegründet
Und üses vielzerspalte Land
Uf's Neue fest verbündet.
Es Jahr der Wahrheit und des Rechts
Im Rathe und im Thate:
So cha, wenn Gott sy Sege git,
Z'neu Jahr de wohlgerathe.
I dem Sinn bringt der Bot ech dar
Sy Wunsch: Es guets glückhafligs Jahr!

Der Afrikareisende H. M. Stanley.

Der Erdtheil Afrika, welcher sich südlich von Europa zwischen dem mittelländischen, dem atlantischen und dem indischen Meere ausbreitet und so groß ist, daß Europa darin 3 mal, das Schweizerländchen sogar 730 mal Platz hätte, war bis in die neueste Zeit ein fast unbekanntes Land. Wohl war der schmale Küstenstreif des Mittelmeeres von Aegypten bis herüber zu den Säulen des Herkules*) ein Kolonienland der Phönizier, Griechen und Römer, und zahlreiche Ruinen deuten noch jetzt auf die einstige Blüthe dieser Landstriche hin, aber was weiter drinnen in dem heißen Lande lag, darum kümmerte man sich wenig. Setzte ja doch der breite Wüstengürtel der Sahara dem Vordringen der Kolonien nach Süden eine unüberschreitbare Grenze. Höchstens im Nilthale wagte sich etwa hie und da ein kecker Elfenbeinhändler bis über die Stelle hinauf, wo der weiße und der blaue Fluß ihre Gewässer mischen. Hie und da fuhr auch ein kühner Kaufmann mit seinem Schiffe bis über die Säulen des Herkules hinaus und holte von den Küsten Oberguineas Goldstaub und Gummi, ja phönizische Seefahrer sollen sogar schon 600 Jahre vor Christi Geburt die Südspitze Afrika's umsegelt haben. In das Innere aber drang Niemand ein; das lag hinter seinem Wüstengürtel wie hinter Wall und Graben geborgen und verhieß allfälligen Eroberern wohl viel Mühsal und Gefahr, aber unsicheren Lohn. Der Handel begnügte sich mit dem Tauschverkehr zwischen phönizischen und griechischen Kaufleuten und eingebornen Numidiern, welche Elfenbein und Straußenfedern, Löwen- und Leopardenfelle, später auch wohl wilde Thiere für die Circusspiele Roms oder dann und wann einen Trupp schwarzer, wollköpfiger Sklaven zur Küste brachten. — Erst das 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung brachte einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß des dunkeln Erdtheiles. Das war damals, als der Unternehmungsgeist der portugiesischen Seefahrer die allbekannten Meere zu eng fand und Entdeckungsreisen in die fabelhaften Meere des Südens ins Werk setzte. 1486, sechs Jahre vor der Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus, erreichte Bartholomäus Diaz das Kap der Stürme, jetzt das der guten Hoffnung genannt, und 1498 gelang es dem Seehelden Vasco de Gama, dieses Vorgebirge zu umschiffen und den Seeweg nach Indien zu finden. Von der Zeit datiren die ausgedehnten, aber wenig werthvollen Besitzungen, welche die Portugiesen heute noch an den afrikanischen Küsten ihr eigen nennen. Den Portugiesen folgten andere: am Kap legten im 17. Jahrhundert die Holländer eine Kolonie an, die sich allmälig nach Norden

*) An der Straße von Gibraltar.

ausbreitete und viele Neger-, Hottentotten- und Kaffernstämme unterwarf, 1795 aber, und definitiv 1815, an die Engländer fiel, die sich bekanntlich von jeher durch großen Länderappetit und Geschick, im Trüben zu fischen, auszeichneten. So waren denn endlich die Küsten Afrika's nicht nur bekannt, sondern theilweise von Europäern kolonisirt und dem Handel erschlossen. Was aber im Innern des Landes lag, südlich von der Wüste und nördlich vom Kapland, blieb immer noch unbekanntes Land, auf den Karten ein weißer Fleck mit wenigen Andeutungen von Gebirgen und Gewässern.

Das ist nun in unserem Jahrhundert und namentlich in den letzten 40 Jahren anders geworden. Von allen Seiten sind Reisende in das unbekannte Land eingedrungen, die Einen, um neue Handelswege und Absatzgebiete aufzusuchen, die Andern, um den wilden heidnischen Völkern Afrika's das Evangelium zu predigen; die führte die Jagdlust, jene die Sucht nach Abenteuern, andere wieder der Eifer für die Wissenschaft in den schwarzen Erdtheil. Namentlich hat auch das uralte Problem der Erforschung der Nilquellen, das seit 2500 Jahren die Geographen beschäftigt, zahlreiche Reisende nach Afrika gelockt, und nicht wenige von ihnen sind von dem geheimnißvollen Lande nie mehr zurückgekommen, das Fieber und die unsägliche Mühsal der Reise hat sie dahingerafft, andere fielen der Mord- und Raublust der Eingebornen zum Opfer. Von den vielen Forschern, die in diesem Jahrhundert bald da bald dort versucht haben, den dichten Schleier, der stets noch über Afrika liegt, zu lüften, nennen wir die Engländer Livingstone, Grant, Speke, Burton, Baker, Baines, Cameron, die Schweizer Munzinger und Haggenmacher, die kühne Holländerin Tinné, die Deutschen Krapf, Barth, Rohlfs, Schweinfurth, Vogel, Nachtigall, Mauch, Moor, Hahn, von der Decken, Lenz, die Franzosen du Chaillu und de Compiègne, die Portugiesen Pombeiros, Monteiro, Silva Porto, Montanha, Pinto, und mit diesen Namen ist die Liste noch lange nicht abgeschlossen. Von einem der kühnsten dieser Reisenden, von dem Amerikaner H. M. Stanley und seiner letzten und wichtigsten Fahrt möchte der Bote seinen Lesern, wenn es ihnen recht ist, heute etwas erzählen. Die Reise Stanley's quer durch Afrika, vom indischen bis zum atlantischen Meere, ist zwar nicht die erste, die in dieser Richtung ausgeführt wurde, denn schon vor ihm hatte der Engländer Cameron diesen Weg zurückgelegt, wohl aber ist sie die merkwürdigste, die reichste an Abenteuern und Schwierigkeiten aller Art, die reichste auch an Resultaten für die Kenntniß des Inneren Südafrika's.

Henry Moreton Stanley wurde 1843 in der englischen Landschaft Wales geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Seiner Eltern früh beraubt, wurde er im Waisenhause erzogen; schon als 13jähriger Knabe wanderte er nach Amerika aus und trat 1861 als Freiwilliger in die Armee der amerikanischen Nordstaaten. Nach dem Friedensschlusse vertauschte er das Schwert mit der Feder und wurde Journalist. So wenig schulgerecht und so beschränkt seine Kenntnisse waren, so gut verstand er es doch, dieselben zu verwenden; die Schule des Lebens, nicht die der Schulmeister, bildete ihn und machte ihn zum Manne; mit seinem Wissen war es nicht weit her, desto größer aber war sein Können und Wollen, und diese beiden sind, was auch manche Schulpotentaten davon halten mögen, wichtiger als jenes. Waren seine Kenntnisse beschränkt, so waren sie doch vollständig sein geistiges Eigenthum, und das ist für das Leben besser, als ein dünner, oberflächlicher Anflug von Kenntnissen aller Art, der meist schon nach einigen Jahren größtentheils abgerieben ist. An seinen wenigen aber sicheren Kenntnissen hatte Stanley ein festes Fundament, auf dem er selbst durch eigene Arbeit weiter bauen konnte. Und auf das Fundament kommt eben gar viel an; an gewissen Orten freilich — wo, sagt der Bote nicht, aber es ist gar nicht so weit weg — da kümmert man sich wenig darum, ob dasselbe sicher ist, sondern führt lustig auf der wackligen Grundlage einen Bau auf mit allerlei Schnörkeln, Erkern und Giebeln und verwundert sich nachher, wenn auf diese Weise statt eines währschaften Hauses, das Sturm und Wetter erleiden mag, eine lockere, schlechtgefügte Bude entsteht, die manchmal recht lustig und stattlich anzusehen

Henry M. Stanley.

ist und in vielen Farben glänzt, vor dem Regen und Wind des täglichen Lebens aber nicht Stand hält. — Daß aber bei Stanley das Fundament gut war, das beweist am besten der Umstand, daß er, trotzdem sein Schulsack bei seinem unsteten, vielbewegten Jugendleben nur spärlich gefüllt werden konnte, doch einer der erfolgreichsten und am schärfsten beobachtenden Forscher und einer der beliebtesten Schriftsteller unserer Zeit geworden ist.

So wurde denn Stanley, nachdem der amerikanische Krieg 1865 beendet war, Journalist und bereiste als Zeitungskorrespondent die Türkei und Kleinasien. 1868 schloß er sich als Berichterstatter für den New-York Herald dem englischen Kriegszug nach Abessinien an; 1869 wurde ihm von dem Eigenthümer des Herald der ehren- und mühevolle Auftrag, den seit langer Zeit verschollenen Missionär Livingstone, einen der edelsten und bedeutendsten unter den Erforschern Afrika's, der auf diesem Felde schon seit 1844 arbeitete, aufzusuchen. Stanley unterzog sich dieser Aufgabe gern; nachdem er zuvor Aegypten, Mesopotamien, Persien und Indien besucht hatte, traf er im Januar 1871 in Zanzibar, einer Inselstadt an der Ostküste Südafrika's ein und trat endlich, nachdem er eine große Zahl von Trägern und Soldaten geworben und das kleine Heer geordnet hatte, von dem Küstenorte Bagamoyo aus den Marsch ins Innere an. Auf neuem Wege durch bis dahin unbekannte Landschaften erreichte er Ende Mai nach unendlichen Schwierigkeiten die Stadt Tabora oder Unyanyembe in dem Reich Unyamwesi, wo er längere Zeit durch Kriegslärm und Streitigkeiten der Eingebornen festgehalten wurde. Im November endlich langte er in Udschidschi am Tanganjikasee an, wo er Livingstone fand. Mit diesem machte er nun im Dezember eine Reise um das nördliche Ende des Sees, deren Hauptergebniß die wichtige Thatsache war, daß der Tanganjikasee nicht, wie man bis dahin angenommen, ein Quellsee des Nils sei. Im Februar 1872 erreichten Livingstone und Stanley zusammen wieder Unyanyembe und Livingstone blieb hier zurück, während Stanley den Rückweg nach Bagamoyo und Zanzibar einschlug, wo er im Mai 1872 wieder eintraf. Hatte diese Reise schon Stanley's Ruf als kühner Forscher begründet, so stellte ihn eine zweite Fahrt, die er 1874 im Auftrage des New-York Herald und der englischen Zeitung Daily Telegraph unternahm, vollends in die erste Reihe der Afrikareisenden. Galt es doch nichts Geringeres, als ganz Afrika von Ost nach West quer zu durchwandern und die ungeheuern Seen Mittelafrika's und den bisdahin unbekannten Ober- und Mittellauf des gewaltigen Congostromes zu erforschen; und was das für ein Unternehmen war, das kann sich der geneigte Leser daran veranschaulichen, daß die Entfernung von Bagamoyo bis zur Mündung des Congo in gerader Linie 3000 Kilometer oder 620 Stunden beträgt, das heißt zehnmal mehr als die Länge der geraden Linie von Genf bis Romanshorn am Bodensee; zudem führte der Weg durch ungebahntes Land; Verkehrsmittel gab es darin keine als die Schultern der Träger, Ruhepunkte keine als die Lager in der Wildniß, hie und da etwa ein Dorf eines freundlich gesinnten Negerhäuptlings; aber bei weitem nicht alle waren freundlich gesinnt; oft galt es, mit den Waffen in der Hand Schritt für Schritt den Weg zu erkämpfen und sich der Angriffe der Eingebornen zu erwehren, von denen viele noch Menschenfresser und nach weißem Fleische lüstern sind. Bald führte der Weg durch weite Waldwildnisse, bald durch dürre, steinige, wasserlose Ebenen, bald durch Sümpfe, bald durch Graswälder, deren Halme weit mehr als mannshoch waren. Proviant mußte in reichlicher Menge mitgenommen werden, denn ob unterwegs welcher zu finden war, blieb unsicher; bunte Tücher, Decken, Metallkugeln und Draht, Glasperlen u. dergl. vermehrten die Last — waren sie ja doch fast das einzige Geld, das im Innern galt. Ein Boot, die Lady Alice, mußte ebenfalls, in Stücke genommen, mitgeschafft werden; denn für die Erforschung der Seen war ein solches unumgänglich nothwendig. Und für alle diese Lasten gab es kein anderes Transportmittel als die Köpfe und Schultern gemietheter Träger, deren große Zahl wieder neue Vorräthe und Lasten nöthig machte. Truppen mußten zum Schutze der Kolonne gemiethet

werden, und in dieser bunten Schaar von Arabern und Negern, Soldaten, Trägern, Weibern und Kindern, die den Troß der Kolonne bildeten, galt es Ordnung und Frieden zu halten. Aber nicht nur mit den Hemmnissen des ungebahnten Weges, der Feindschaft der Eingebornen, den Schwierigkeiten des Transportes und der Zuchtlosigkeit der geworbenen Schaar hatte Stanley zu kämpfen; ein schlimmerer Feind noch war das furchtbare afrikanische Klima mit Gluthhitze und feuchter Fieberluft, die auch dem Muthigsten und Stärksten das Mark in den Knochen verzehrt und auch den klarsten Kopf halb wahnsinnig machen kann. Es war keine leichte Aufgabe, die Stanley unternahm, aber er hat sie tapfer und klug durchgeführt. Im November 1874 verließ er mit 3 europäischen Begleitern und 300 eingebornen Soldaten und Trägern Bagamoyo und erreichte nach langem, mühseligem Marsche im Februar 1875 den Ukerewesee, an dessen südlichem Ufer er ein festes Lager aufschlug, um von hier aus mit seinem trefflichen Segelboote die Küsten des Sees zu erforschen. Schon auf diesem Wege hatten Hungersnoth, Fieber, Kämpfe mit den Eingebornen und Desertion die Reihen des kleinen Heeres gelichtet und am 17. Januar war der erste von den europäischen Gefährten Stanley's an Erschöpfung und Fieber gestorben. Es gelang Stanley, durch vollständige, freilich oft von Angriffen der Eingebornen gestörte Umschiffung des Sees zu konstatiren, daß der Viktoria-Nyanza oder Ukerewe wirklich nur Ein großer See ist und nicht, wie man eine Zeit lang angenommen hatte, eine Gruppe kleinerer Seen. Von der Größe dieses Gewässers kann sich der Leser einen Begriff machen, wenn er vernimmt, daß der Thunersee 1160 mal, der Genfersee fast 100 mal, der Kanton Bern 8 mal und die Schweiz 1⅓ mal darin Platz hätte. Von dem Beherrscher der Landschaften im Nordwesten des Sees, dem gewaltigen Kaiser Imosa von Uganda, wurde Stanley freundlich aufgenommen; ja derselbe gab ihm sogar für seine Reise zum Mwutan- oder Albertsee, dem zweiten großen Quellsee des Nils, ein Geleite von 2000 Speerträgern mit. Vom Mwutansee wendete er sich nun, nachdem er noch den Lauf des Kagera oder Alexandranils, des Hauptzuflusses des Viktoria-Nyanza, untersucht, zum Tanganjikasee, den er im Juni und Juli 1876 vollständig umfuhr. Auch dieser ist ein ungeheurer See, von Südsüdost nach Nordnordwest zirka 630 Kilometer oder 130 Stunden lang, 20 bis 100 Kilometer oder 4 bis 20 Stunden breit, 3 mal größer als der Kanton Bern. Vom Tanganjika aus wendete sich nun Stanley nach Westen und erreichte im Oktober die arabische Handelsstation Nyangwe im Reiche Manjuema am Lualabastrome, ergänzte dort durch neue Anwerbungen seine auf 146 Köpfe zusammengeschmolzene Karavane und schiffte sich endlich im November auf dem Strome ein.

Von da an ist seine Fahrt ein ununterbrochener Kampf zu nennen. 32 Mal mußte seine Schaar sich mit den Waffen in der Hand ihren Weg bahnen. Die kriegerischen Anwohner des Stromes, zum Theil Menschenfresser, verfolgten die Expedition mit unversöhnlicher, rastloser Feindseligkeit, und mehr als einmal schien den Reisenden keine Wahl zu bleiben, als die zwischen dem Tode in den Fluthen des wilden Stromes und demjenigen im Kampfe mit den kannibalischen Eingebornen. Die Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit Stanley's aber, verbunden mit der Disziplin, die er in seinem kleinen Heere eingeführt hatte, ließen schließlich immer wieder einen Ausweg aus der furchtbaren Gefahr finden; zweiundsechzig Stromschnellen und Katarakte überwindend, unter beständigen Kämpfen mit den Wilden, erreichte endlich Stanley nach 10 Monate langer furchtbarer Stromfahrt im August 1877 die portugiesische Station Embomma am untern Congo, dessen Hauptquellfluß der Lualaba ist, und im September endlich schiffte er sich mit seinen getreuen Begleitern zu Loanda ein, um dieselben zur See nach seinem Ausgangspunkte Zanzibar zurückzuführen. Im November 1875 war er von hier nach dem gegenüberliegenden Küstenorte Bagamoyo aufgebrochen; im November 1877, nach einer zweijährigen Reise voller Mühsal, Entbehrung und Gefahr kehrte er zurück. Ein kräftiger Mann im blühendsten Alter war er

ausgezogen, ein vorzeitig gealterter Greis mit ergrautem Haare kam er heim. Von seinen drei europäischen Begleitern brachte er keinen zurück. Der eine, Edward Pocock, war schon auf dem Marsche zum Viktoria-Nyanza den Strapatzen erlegen, der zweite, Frederik Barker, starb im Lager am Viktoriasee, und der dritte, der wackere, muthige Frank Pocock, mehr der Freund als der Diener Stanley's, ertrank in den Stromschnellen des Congostromes. Von den 300 Eingebornen, die ihn begleitet hatten, kamen nur 115 wieder nach Zanzibar; die Uebrigen hatte der dunkle Erdtheil verschlungen.

So endete eine Reise, die nicht nur eine der gefährlichsten und merkwürdigsten aller bekannten Entdeckungsreisen, sondern zugleich auch eine der wichtigsten hinsichtlich ihrer Resultate für die Wissenschaft und den Handel ist. Drei der ungeheuren Seebecken Mittelafrika's hat Stanley besucht, zwei derselben nach allen Richtungen erforscht. Durch seine furchtbare Fahrt auf dem Lualaba und Congo hat er festgestellt, daß beide Wasserläufe ein und derselbe Strom sind und daß dieselben zusammen eine fast 5000 Kilometer lange, für den Handel benutzbare, nur durch zwei Gebiete von Stromschnellen und Katarakten unterbrochene Wasserstraße mitten in's Herz Afrika's bilden.

Geld und Gut hat Stanley auf dieser Reise nicht gewonnen, wohl aber den Ruhm, einer der kühnsten Entdecker und Forscher der neueren Zeit zu sein und dem Christenthum, der Civilisation, sowie dem Handel eine neue Bahn gezeigt zu haben. Wohl wird es noch viele Jahre, vielleicht Jahrhunderte dauern, bis die wilden Länder, die Stanley durchzogen hat, der Kultur, die menschenfresserischen Stämme, mit denen er gekämpft, dem Christenthum gewonnen sind, bis an die Stelle des bisherigen scheußlichen Sklavenhandels in Innerafrika der friedliche Handelsverkehr mit Austausch europäischer Fabrikate gegen afrikanische Rohprodukte getreten und bis der Congo eine sichere Handelsstraße geworden ist, aber der erste Schritt zu diesem Siegen der Kultur und der Menschlichkeit ist gemacht und daß er gemacht worden, das ist Stanley's unvergängliches Verdienst.

Etwas von großen Kanonen.

Vor zwei Jahren hat der Bote dem Leser Einiges berichtet über die kleinen Zerstörungsmaschinen, die Torpedos; dieses Mal will er nun mittheilen, was er von den größten Zerstörungsmaschinen, die es gibt, erfahren hat und dann damit vergleichen, was man in solchen Dingen in der Schweiz hat und thut.

Der Leser erinnert sich gewiß, daß um die Zeit des letzten Neujahrs die Nachricht kam, es sei den Engländern in der Nähe von Konstantinopel eine Kanone zersprungen, welche 40 Menschen tödtete, ihren eisernen Thurm zersprengte und das Schiff, den „Donnerer", auf welchem sie gewesen, fast ganz unbrauchbar machte. Das muß eine große Kanone gewesen sein, denkt der Leser, und er hat Recht, aber von den größten ist sie noch lange nicht.

Die gesprungene Kanone war, was die Engländer nennen, ein 38 Tonnen-Geschütz, d. h. es wiegt das Rohr 38 Tonnen metrisch, oder genau 38,600 Kilogramm; zwei Geschütze von diesem Gewichte waren auf dem „Donnerer", beide im Kaliber von 315 Millimeter. Das dazu gehörige Geschoß wog 261 Kilogramm und die Pulverladung 50 Kilogramm.

Der Leser denkt, das brauche starke Kanoniere, um die Kanone zu laden, die könnten ein paar Berner Küher oder Schwinger brauchen.

Leider aber würden die auch nicht damit fertig werden, sondern das ganze Laden besorgen Wasserpumpen oder hydraulische Maschinen.

Die Kanone auf ihrer Laffete liegt zu zweit in einem runden, niedern Thurme, welcher unter dem Deck auf Rädern ruht und mit sammt seinen zwei Kanonen gedreht werden kann. Zum Laden wird das Geschütz, welches sonst mit der Mündung zu einem Loch, der Schießscharte, hinausguckt, durch eine Maschine rückwärts gezogen, bis die Mündung innert den Thurm kommt; dann wird durch ein Getriebe von Hand der Hintertheil des Rohres so hoch gehoben, daß die Mündung des Rohres auf die Höhe des äußern Verdecks herunter sinkt, und zwar in ein Loch am Boden des Thurmes. In dieser Stellung muß nun der Thurm einen Augenblick still halten, denn